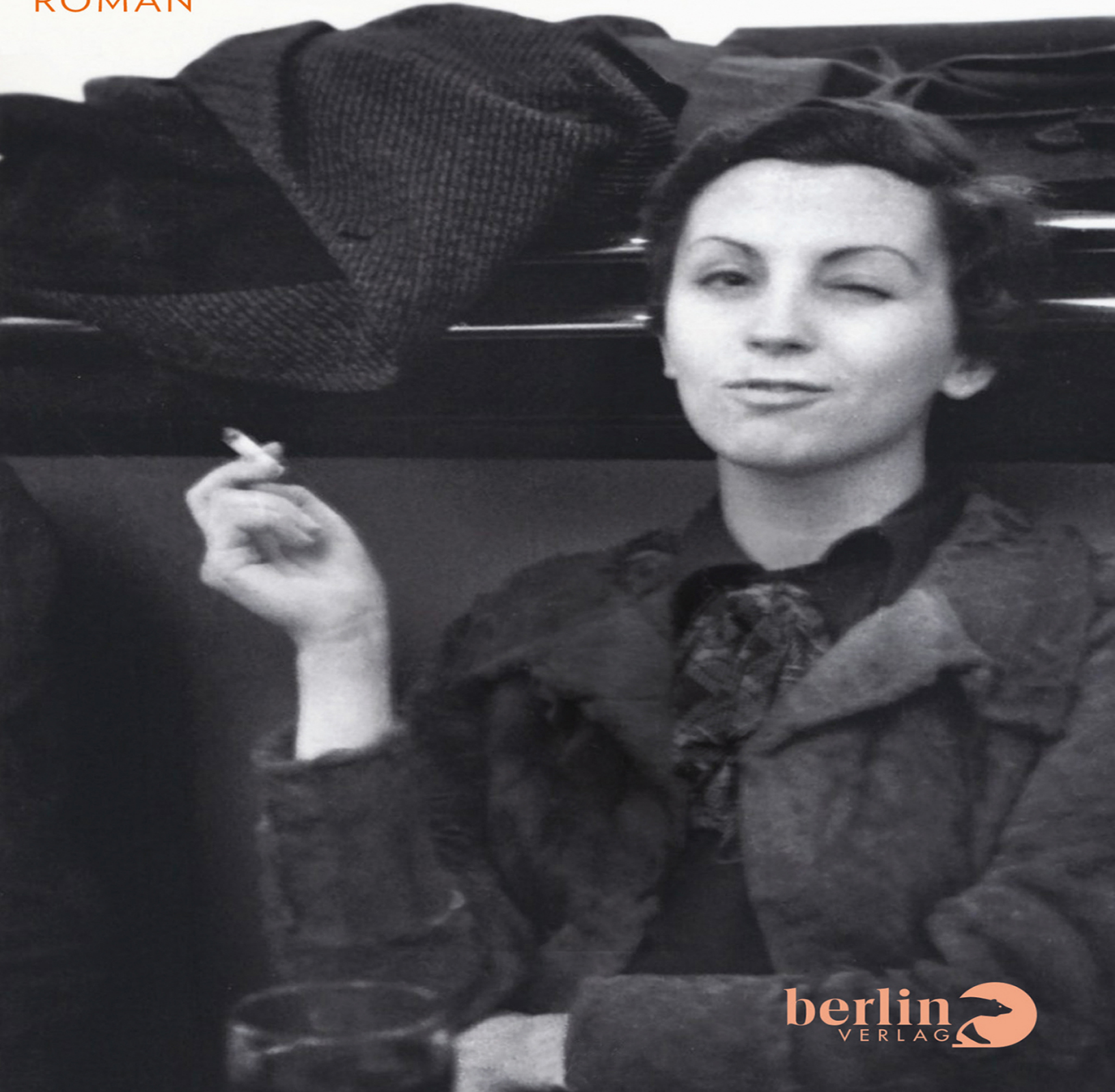


Helena Janeczek

DAS MÄDCHEN
MIT DER LEICA

ROMAN

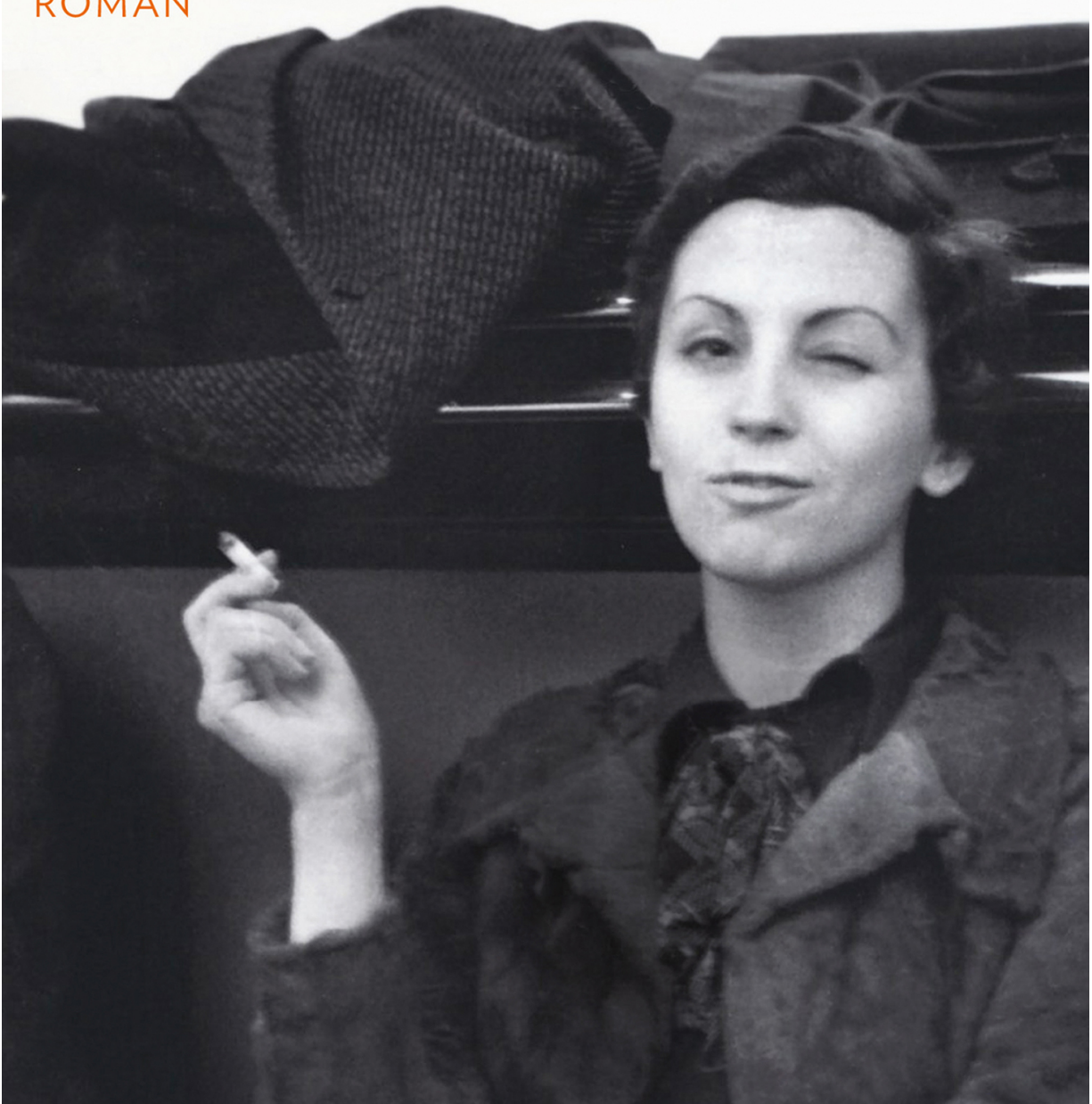


berlin
VERLAG 

Helena Janeczek

DAS MÄDCHEN
MIT DER LEICA

ROMAN





Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.berlinverlag.de

Deutsch von Verena von Koskull

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel

La ragazza con la Leica bei Ugo Guanda Editore, Mailand

© 2017 Ugo Guanda Editore S.r.l., Via Gherardini 10,

Milano, Gruppo Mauri Spagnol

© für die deutschsprachige Ausgabe:

Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH, Berlin, München 2020

Covergestaltung: zero-media.net, München

Covermotiv: © Robert Capa © International Center of

Photography / Magnum Photos / Agentur Focus

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann

zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Berlin Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Cover & Impressum

Zitat

Prolog

Erster Teil

Zweiter Teil

Dritter Teil

Epilog

Danksagungen und Anmerkungen

Fotografische Angaben

*»Sie war einfach charmant ... Das hübsche Mädchen,
dem man, wie dem Schicksal, einfach nachlaufen musste.«*

Georg Kuritzkes

in einem Radiointerview 1987

*Magst du auch tot und deine Hülle sterblich sein,
das Altgold deines Haars,
die frische Blüte deines Lächelns im Wind
und die federnde Anmut, mit der du
lachend den Kugeln trotzttest,
um Kampfszenen zu bannen,
all das, Gerda, gibt uns weiterhin Mut.*

Luis Pérez Infante,

Für Gerda Taro, gestorben an der Brunete-Front

Prolog

Paare, Fotografien,
Koinzidenzen #1



Seit du dieses Foto gesehen hast, hat dich ihr Anblick verzaubert. Sie scheinen glücklich, sehr glücklich, und sie sind jung, wie es sich für Helden gehört. Ob sie schön sind oder

nicht, kannst du nicht sagen, heldenhaft sehen sie jedenfalls nicht aus. Das liegt an dem Lachen, das ihre Augen verschließt und die Zähne entblößt, nicht fotogen, aber so unverstellt, dass es sie hinreißend macht. Er hat ein Pferdegebiss, das er bis zum Zahnfleisch zeigt. Bei ihr hebt sich der Eckzahn von der Zahnücke dahinter ab, wenn auch mit der Anmut charmanter kleiner Schönheitsfehler. Das Licht schmiegt sich an das Weiß des gestreiften Hemdes und rinnt über den Hals der Frau. Ihre strahlende Haut, die Diagonale der Sehnen, die das auf die Rückenlehne gelegte Profil hervortreten lässt, und selbst die geschwungenen Armstützen verstärken die fröhliche Energie, die ihr einmütiges Lachen freisetzt.

Sie könnten auf einem Platz sein, doch die bequemen Armstühle lassen eher einen Park vermuten, der sich als Hintergrund in einem dichten Laubvorhang verliert. Du fragst dich, ob dieser Ausschnitt, den sie ganz für sich haben, dem Garten einer großbürgerlichen Villa entstammt, deren Bewohner über die Grenze geflohen sind, seit in Barcelona die Revolution gärt. Jetzt gehört dieses schattige Plätzchen unter Bäumen dem Volk: diesen beiden, die sich mit geschlossenen Augen anlachen.

Die Revolution ist ein Tag wie jeder andere, an dem man loszieht, um den Putsch aufzuhalten, der sie ersticken will, doch eine ausgelassene Waffenruhe lässt man sich nicht nehmen. Den *mono azul* wie ein Sommerkleid tragen, eine Krawatte unter die Latzhose binden, um für den anderen schön

auszusehen. Da braucht es das klobige Gewehr nicht, das durch die Hände wer weiß wie vieler unglücklicher Soldaten gegangen ist, ehe es bei dem anarchistischen Milizionär landete, der den strahlenden Hals seiner Frau jetzt nicht streicheln darf.

Von dieser Einschränkung abgesehen, sind sie im Hier und Jetzt gänzlich frei. Sie haben bereits gewonnen. Wenn sie sich ihr Lachen bewahren und weiterhin so glücklich sind, scheint man nicht unbedingt wissen zu müssen, wie man diesem alten Schießprügel einen Schuss entlockt. Siegen wird, wer auf der richtigen Seite steht. Jetzt können sie die vom Laub gedämpfte Sonne genießen, die Gesellschaft des geliebten Menschen.

Die Welt muss es erfahren. Sie soll auf einen Blick sehen, dass es auf der einen Seite den jahrhundertealten Krieg gibt, die aus Marokko angelandeten Generäle mit den grausamen Söldnertruppen, und auf der anderen Seite Menschen, die das, was sie leben, verteidigen wollen und einander begehren.

In diesem frühen August des Jahres 1936 kommen sie in Scharen nach Barcelona, um sich dem ersten Volk Europas anzuschließen, das sich, ohne zu zögern, gegen den Faschismus bewaffnet hat. In der universellen Sprache der Bilder, die in der halben Welt an den Kiosken prangen, in den Partei- und Gewerkschaftsbüros hängen, von Zeitungsverkäufern geschwenkt und wiederverwendet werden, um Eier und Marktwaren darin einzuwickeln, und die selbst denen ins Auge

springen, die Zeitungen weder kaufen noch lesen, erzählen sie von der Stadt in Aufruhr.

Brüderlich heißen die Barceloner die Fremden willkommen. Die herbeigeströmt sind, um an ihrer Seite zu kämpfen. Die sich an das allgegenwärtige Babel gewöhnen und Gefallen daran finden, mit *compañero* und *compañera* zu grüßen und sich mit Gesten, Lautmalereien und Taschenwörterbüchern zu behelfen. Zum steten Strom zur Freiwilligenmiliz gehören auch die Fotografen, die nicht auf Waffen und Training aus sind. Sie kommen für uns, sie sind wie wir, Genossen. Wer sie bei der Arbeit sieht, begreift und lässt sie gewähren.

Doch die beiden Milizionäre auf dem Foto sind von ihrem Lachen so überwältigt, dass sie nichts bemerken. Ihr Porträtist tritt ein Stück zur Seite, drückt abermals auf den Auslöser und droht sich mit der noch größeren Nahaufnahme des von seinem strahlenden, innigen Lächeln geeinten Paares zu verraten.



Das Foto scheint mit dem ersten fast identisch zu sein, doch nun wird sichtbar, dass es den Mann und die Frau vor lauter Verliebtheit nicht kümmert, was um sie herum geschieht. Der scherenhafte Schritt eines Passanten, der das Straßenpflaster im Hintergrund zerteilt, verrät, dass sie nicht in einem Park, sondern womöglich auf den Ramblas sind, wo sich die mobilmachende Stadt versammelt. Im Armstuhl neben ihnen sitzt eine weitere Frau.

Von ihr ist nicht mehr als eine Strähne krausen Haars und ein bekleideter Arm zu sehen. Wie gern wärest du an ihrer Stelle,

um das, was die Bilder zwar erahnen lassen, sich aber deinem Blick entzieht, mit eigenen Augen zu sehen.

Der Fotograf, der die beiden Kameraden festgehalten hat, ist nicht allein. Es sind ein Mann und eine Frau, Seite an Seite stehen sie am rechten Straßenrand.

Dann stößt du auf das Foto einer Frau, die in genau so einem Armsessel sitzt, und hältst ein so unverschämtes Glück für kaum möglich. Bis du ganz oben rechts im Bild ein schmales Stück Profil des jungen Milizionärs entdeckst, der auf den anderen Bildern seine blonde Freundin anstrahlt.



Diese Arbeiterin mit einer Modezeitschrift in den dazu nicht passen wollenden Händen und einem Gewehr zwischen den Knien scheint wahrlich nicht der Typ zu sein, der sich vom Auftauchen eines Fotografenpaares, das um das schallende Lachen ihrer verliebten Kameraden wetteifert und anschließend auch sie verewigt, zu klatschhafter Neugier hinreißen lässt. Nein, sagst du dir, über Dinge, die sie nichts angehen, sieht eine wie sie hinweg. Zwar bleibt sie wachsam, denn immerhin hat man ihr eine Waffe gegeben, aber vor allem will sie den kurzen Moment des Friedens genießen.

Doch ein paar Tage später – so stellst du dir vor – kommt diese Milizionärin zum Exerzieren an den Strand und trifft die beiden Fotografen wieder. Er mit dieser zigeunerhaften Hemdsärmeligkeit, sie fast wie ein Mannequin, das der auf den Ramblas gelesenen Zeitschrift entstieg sein könnte, allerdings mit einem klobigen Fotoapparat um den Hals, der ihr gegen die Hüften schlägt.

Jetzt ist die Frau neugierig: Wer sind die beiden? Wo kommen sie her? Haben sie eine Affäre, wie sie in diesem Klima aus Mobilisierung, Hochsommer und Freiheit zahlreich gedeihen, oder sind sie Mann und Frau?

Wohl etwas in der Art, denn eingespielt und routiniert werfen sie sich ein paar Worte in einer harten Sprache zu. Sie ist heiter und flink wie eine Katze, doch sehr bedacht, wenn sie die Kameradinnen anweist, wie sie ihre Waffen halten sollen.

Die beiden legen sich mächtig ins Zeug, sind euphorisch und gut gelaunt und verteilen aus Dank und als Zeichen der Brüderlichkeit sogar Gauloises.

»Die habe ich schon mal gesehen«, bemerkt die Milizionärin, als die Fotografen davongehen und sich erregtes Getuschel erhebt, doch niemand beachtet sie. Alles Interessante weiß der Genosse Journalist, der die beiden hergebracht hat. Sie sind frisch aus Paris eingetroffen und haben bereits ihren Hals riskiert, als das zweimotorige Flugzeug in der Sierra notlanden musste. Ein hohes Tier von der französischen Presse hat sich dabei den Arm gebrochen, doch die beiden haben nicht einen Kratzer abbekommen, dem Himmel sei Dank. Er heißt Robert Capa und sagt, Barcelona sei wunderbar und erinnere ihn an seine Geburtsstadt Budapest, doch solange dort Admiral Horthy und sein reaktionäres Regime am Ruder seien, könne er nicht dorthin zurück. Seine Gefährtin Gerda Taro muss wohl *alemana* sein, eine von diesen jungen Emanzen, die nicht einmal vor Hitler kuschen.

»Weiß man schon, wann die Fotos erscheinen?«, bedrängen ihn die Milizionärinnen.

Der Journalist verspricht, sich zu erkundigen, allerdings nicht bei den Fotografen, die demnächst in die Kampfgebiete aufbrechen: Zuerst fahren sie an die Front von Aragón und dann runter nach Andalusien.

Ein Jahr nach diesen Aufnahmen hat es in Barcelona unter den vom Kreuzer Eugenio di Savoia zerbombten Häusern die ersten achtzehn Toten gegeben. Die Milizen wurden aufgelöst, die Milizionärin ist in die Fabrik zurückgekehrt. Vielleicht näht sie Uniformen für das Ejército Popular, in dem die Anarchisten widerspruchslos gehorchen müssen und Frauen keinen Platz mehr haben. Doch in den Werkshallen hört man auch weiterhin Radio, kommentiert die Nachrichten und macht sich Mut.

Du stellst dir vor, wie jemand aus einer Zeitung vom 27. Juli 1937 vorliest. Darin steht, Madrid leiste heldenhaft Widerstand, wenngleich der Feind mithilfe der deutschen und italienischen Luftwaffe auf Brunete vorgerückt sei, wo sich ein tragisches Unglück ereignet habe. Eine Fotografin habe ihr Leben gelassen, sie sei von weither gekommen, um den Kampf des spanischen Volkes zu verewigen, und ein solches Vorbild an Tapferkeit, dass General Enrique Líster an ihrem Sarg niedergekniet sei und der Dichter Rafael Alberti der Genossin Gerda Taro die feierlichsten Worte gewidmet habe.

»Ist das nicht die, die uns am Strand fotografiert hat?«, ruft eine Arbeiterin und lässt die Mädchen aufhorchen, die schwatzend am Eingang der Werkshalle stehen. Ja, genau die: In dem Artikel wird auch der *ilustre fotógrafo húngaro Robert Capa que recibió en París la trágica noticia* erwähnt.

Die Arbeiterinnen der Uniformfabrik sind betroffen, die Erinnerungen holen sie ein.

Die Sonne auf den Schultern, der Sand in den Schuhen, das Gelächter, wenn eine von ihnen unter dem Rückstoß der Waffe über die Strandlinie taumelte, der begeisterte Jubel, kaum traf eine andere das Ziel. Und dann diese Fremde, eine *senyoreta* mit zarten Händen – das sah man sofort –, die gepflegt in Paris hätte bleiben können, um Schauspielerinnen und hochelegante Mannequins abzulichten, doch stattdessen war sie hier, um sie bei ihren Schießübungen am Strand zu fotografieren. Sie bewunderte sie regelrecht und schien sie fast ein wenig zu beneiden. Und nun ist sie gefallen wie ein Soldat, während sie sich in der Fabrik krummarbeiten und kaum wissen, wo sie etwas zu Essen herbekommen sollen, aber immerhin noch am Leben sind. Das ist nicht fair. Die Faschisten sollen in der Hölle krepieren.

Die Frau, die mit der Modezeitschrift auf den Ramblas saß, ist von dieser Nachricht besonders erschüttert. Während der wieder angezündete Zigarettenstummel ihr die Finger einräuchert und die Nähmaschinen hinter ihrem Rücken rattern, wird sie von einer Rührung ergriffen, die mehr ist als tief empfundene Dankbarkeit für das Opfer einer kleinen Göre aus einem kalten Land. Glasklar steigt ein Bild in ihr auf, das sie, als sie ein Jahr zuvor von ihrer Lektüre aufblickte, nur flüchtig wahrgenommen hat: Ein dunkelhaariger Mann und eine junge blonde Frau mit Pagenschnitt fotografieren eine junge blonde Frau mit Pagenschnitt und einen dunkelhaarigen Mann, die glücklich lachen. Die Blondine knipst mit geneigtem

Kopf, der Fotoapparat verdeckt ihre Stirn. Die Kamera des Dunkelhaarigen ist so klein, dass man seine Brauen sieht, die genauso buschig sind wie die des Milizionärs. Als sie mit dem Knipsen fertig sind, lachen auch sie, ausgelassen und einmütig. Sogar einem unbeteiligten Blick wie dem ihren kann nicht entgehen, dass die zwei sich in den anderen beiden wiedererkannt haben. Und ebenso verliebt sind wie sie.



Ein winziger Zufall hat es gewollt, dass die frisch in Barcelona eingetroffenen Fotografen einem Paar über den Weg liefen, dem sie ähnlich waren. Und womöglich ebenso zufällig konnte

Gerda Taro dessen Lachen auf seinem Höhepunkt bannen, während Robert Capa ein paar Sekunden verlor, um vielleicht das Weitwinkel zu justieren. Hätte sie noch die Kamera benutzt, mit der er ihr das Fotografieren beigebracht hatte – die Leica –, hätten auch ihre Negative das rechteckige Format, anhand dessen sich das zweite Foto des Paares und das der Zeitschrift lesenden Frau Capa zuordnen lassen. Wenn Gerda sich keine günstige Mittelformat-Spiegelreflexkamera gekauft hätte – eine Reflex-Korelle –, hätte sie das Motiv nicht so perfekt im Bildquadrat zentrieren können.

Nach sechs Monaten reichten die gemeinsamen Einkünfte aus, damit er sich eine Contax zulegen und die Leica, die ihn durch seine Hungerleiderjahre begleitet hatte, dem Mädchen geben konnte, das ihn ermutigt hatte, diese Jahre hinter sich zu lassen. Sie waren mit leeren Taschen aus Paris aufgebrochen – ihr Abenteuer als Fotografin hatte gerade erst begonnen, und er war, obwohl zunehmend gefragt, ohne Auftrag –, besaßen jedoch die unerschöpfliche Zuversicht, dass sie sich einen Namen machen würden.

Mit nichts als einer Leica in Paris zu leben war tägliche Überlebenskunst. André Friedmann und Gerda Pohorylle waren zu dem Schluss gekommen, dass sich unter einem Pseudonym mehr Arbeit finden ließe. Sogar Robert Capas Geschichte hatten sie sich ausgedacht, der all das besaß, was ihnen fehlte: Reichtum, Erfolg und im Reisepass das

unbefristete Visum eines Landes, das man wegen seiner von Kriegen und Diktaturen unbefleckten Macht verehrte. In einem Geheimbund vereint, dessen Startkapital ein falscher Name war, waren sie einander im Leben noch näher und noch verwegener in ihren Zukunftsträumen.

Dann war die Zeit der Märchen vorüber. Seit die Spanische Republik unter Beschuss stand, kam es nur darauf an, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein und eine Wirklichkeit zu bannen, die aufrütteln, den Protest befeuern und die freie Welt zum Handeln zwingen sollte.

Doch wenn eine Fotografie auch von dem erzählt, der sie gemacht hat, spiegeln sich in den Schnappschüssen dieses Paares, in dem sich wiederzuerkennen so leicht war, unweigerlich ihre Urheber wider. In Taros Foto nehmen der Mann und die Frau den Raum zu gleichen Teilen ein, vereint in ihrem Lachen, das sich in der Luft entlädt und dessen überbordende Energie der harmonische Bildaufbau unterstreicht. Capas Foto stellt die Frau in den Mittelpunkt, es hebt ihre Sinnlichkeit hervor, als sie sich zu ihrem Freund beugt, gleichsam aus der Sicht seines strahlenden Blicks.

Als sie nebeneinander die Straße entlangschlenderten, erblickten sie diese beiden Milizionäre, die ihnen so ähnlich und so glücklich waren. Doch war es nicht das Spiel mit dem Spiegelbild, das sie dasselbe Motiv fotografieren ließ, damit einem von ihnen ein für die Zeitungen taugliches Bild glücken

mochte. Es ist die Verheißung, die auf diesen von einem beseligten Lachen durchglühten Gesichtern und Körpern wahrhaftig wird, die für ein paar flüchtige Augenblicke gelebte Utopie, die diesen Mann und diese Frau von allem frei sein ließen. Frei zwar und in ihren Idealen und Gefühlen verbrüdet, aber nicht gleich. Robert Capa hat die Sehnsucht gebannt, sich einander rückhaltlos hinzugeben, Gerda Taro eine unbändige Freude, die sich Bahn bricht, um die Welt zu erobern.

Sie waren verschieden und komplementär an jenem Augusttag, der allem, was danach geschehen sollte, für immer enthoben ist. Absichtslos und offen wie dieses verewigte Lachen erzählen sie davon, mit diesen Selbstporträts, die sie ihren Kameraden im Kampf und in der Liebe in jenem kurzen Sommer der Anarchie in Barcelona gestohlen haben.

Erster Teil

Willy Chardack
Buffalo, NY, 1960

*Wer ist sie doch, die Sieg'rin aller Blicke,
Die, Liebe lächelnd, leise Lüft' umwallen ...*

Guido Cavalcanti

*Ja soll denn etwas so Schönes nur einem gefallen?
Die Sonne, die Sterne gehören doch auch allen.
Ich weiß nicht, zu wem ich gehöre,
Ich glaub, ich gehöre nur mir ganz allein.*

»Ich weiß nicht, zu wem ich gehöre« (1930)

von Friedrich Hollaender und Robert Liebmann,
gesungen von Marlene Dietrich

Doktor Chardack war früh auf. Er hat sich gewaschen und angezogen, eine Tasse Instantkaffee und die *New York Times* vom Wochenende mit ins Arbeitszimmer genommen und die Politik durchgeblättert, die er nun, da es im Wettlauf um das Weiße Haus enger wird, genauer verfolgen möchte. Schließlich

legt er die Zeitung verkehrt herum beiseite, greift zu Papier und Stift und beginnt zu arbeiten.

Bis auf die vereinzelten Rufe von Schwalben und Krähen und das ferne Brummen eines Autos auf der Suche nach einer Tankstelle oder unterwegs nach irgendwohin ist kein Geräusch zu hören. Später werden auch die Nachbarn nach und nach in ihre Wagen steigen, um sich auf den Weg in die Kirche, zu Verwandten oder zu einem Restaurant mit *Sunday's Special Breakfast* zu machen, doch Doktor Chardack ist von derlei Unternehmungen glücklicherweise nicht betroffen.

Es erstaunt ihn nicht, dass das Telefon klingelt, kaum dass er mit dem Schreiben seines Artikels begonnen hat, und eher aus Gewohnheit denn um zu verhindern, dass seine Frau verschlafen zum Apparat hastet, ruft er »Ist bestimmt für mich!« in die Wohnung.

»Dr. Chardack«, sagt er wie immer grußlos.

»*Hold on, sir, call from Italy for you.*«

»Willy«, sagt eine von der Interkontinentalverbindung wattige Stimme, »ich habe dich doch nicht geweckt?«

»*Nein: absolut nicht!*«

Er hat sofort gewusst, wer dran war. Es gab die alten Freunde noch, unauslöschlich wie die Narbe eines üblen Sturzes von einem Baum im Rosental, und wer noch am Leben war, konnte ein Lebenszeichen von sich geben.

»Georg: Ist was passiert? Gibt's Probleme?«

In der Zeit, da man ihn noch Willy nannte, war er der Freund gewesen, den man um praktische Hilfe bat: hauptsächlich um Geld, denn davon hatte er immer mehr gehabt als die anderen. Deshalb lässt der Anrufer jetzt ein herzliches Lachen hören und sagt, er brauche nichts, aber passiert sei durchaus etwas, schließlich habe er sich dort im fernen Amerika ein starkes Stück geleistet, da musste er einfach zum Hörer greifen, statt ihm einen Brief zu schreiben.

»Herzlichen Glückwunsch! Großartig, was du da geschafft hast, bahnbrechend, könnte man sagen.«

»Danke«, erwidert er fast tonlos und mechanisch. Doktor Chardack ist kein Typ für Komplimente, Schlagfertigkeiten liegen ihm mehr, doch will ihm beim besten Willen keine einfallen.

Lachen war ihre Spezialität gewesen, damals. Nein, das wäre übertrieben, doch sie wussten die toderntesten Debatten mit einem Schuss Ironie zu würzen, und Willy Chardack hatte seinen Freunden darin nie nachgestanden. Jetzt schätzten auch die Kollegen seinen trockenen Humor, den der teutonische Akzent (der des verrückten Wissenschaftlers) noch unterstrich, und es war ihm recht, für amerikanische Verhältnisse nicht als bärbeißiger Kauz zu gelten.

Während Doktor Chardack der fernen Stimme von Georg Kuritzkes lauscht, sieht er ihn *en plein air* im Kreis der ganzen Bagage oder doch eher in der strahlend heiteren Atmosphäre

eines französischen Films, obwohl sie zu dem Zeitpunkt noch gar nicht in Paris waren. Aber das Rosental musste den Vergleich mit dem Bois de Boulogne nicht scheuen, und Leipzigs *passages* waren berühmt. Es gab die Industrie und den Handel, die Musik und das Verlagswesen, die auf jahrhundertealte Traditionen zurückblicken konnten, und diese bürgerliche Beständigkeit zog Neuankömmlinge aus der Provinz und aus dem Osten an, die die Stadt samt ihren Widersprüchen und Konflikten allmählich in eine echte Metropole verwandelten. Bis die Zusammenstöße und Streiks heftiger geworden waren und die Weltwirtschaftskrise die deutsche Katastrophe beschleunigt hatte. Die angespannten Mienen, die Willy zu Hause vorfand, wenn sein Vater sich über die Schlange der Leute erregte, die Arbeit suchten, ganz gleich welche, dabei konnte er kaum noch seine Lehrlinge und Lagerarbeiter halten, nachdem selbst die seit dem Mittelalter in Leipzig prosperierende Pelzbörse ins Stolpern geraten war.

Willy und seine Freunde, die sich nicht mit zahlungsunfähigen Kunden herumschlagen mussten, waren bereit, gegen alles zu kämpfen, selbst wenn sie aus betuchten Familien stammten. Sie waren so frei: frei, zu einem Ausflug aufzubrechen und im Zelt unter den Sternen zu schlafen, frei, den Mädchen den Hof zu machen, von denen es sehr hübsche und sogar hinreißende gab (Ruth Cerf hatte sich von einer Bohnenstange in eine majestätische Blondine verwandelt, und dann war da Gerda, die zauberhafteste, lebendigste und

lustigste Person, die ihm im weiblichen Universum je begegnet war), frei zu lachen. Selbst als Hitlers Sieg unmittelbar bevorstand und man sich aufs Kofferpacken gefasst machen musste, war ihnen das Lachen nicht vergangen. Niemand hätte ihnen diese Ressource nehmen können, die sie einander gleich und enig machte, zumal in ihrer Lebenseinstellung, die den Nazis die Stirn bot. Doch wirklich gleich waren sie nicht, und Georg war das beste Beispiel dafür. Georg war brilliant, und das in geradezu verschwenderischem Übermaß, ähnlich dem riesigen Hemdenvorrat (Hemden aus ägyptischer Baumwolle!), der sich, seit Willy in linken Kreisen verkehrte, im Hause Chardack nutzlos in den Schränken stapelte. Georg Kuritzkes war intelligent, schön, sportlich. Loyal und verlässlich. Ein Meister darin, Menschen zusammenzubringen, anzuleiten, zu organisieren. Ein lässiger Tänzer. Begeisterter Kenner der neuesten Musiktrends von jenseits des Großen Teichs. Mutig. Entschlossen. Witzig obendrein. Wie sollte ein Willy Chardack dagegen einen Stich bei den Mädchen machen? Schon lange bevor er dieses Spitznamens überdrüssig wurde, den Gerda Pohorylle mit ihrem leichten Stuttgarter Zungenschlag sogleich übernahm, hatte man ihn »Dackel« genannt. Es war aussichtslos. Doch weil Georg obendrein witzig war, war eine Zuneigung gewachsen, die sich jenseits aller Jugendhierarchien bewegte und offenbar noch immer bestand, das zeigte das Herzklopfen, das ihm sein Anruf bescherte. Ausgelöst von

einem seit einer gefühlten Ewigkeit nicht mehr gehörten Lachen.

Georg hat ihm von seinem Bruder in Amerika berichtet, der verheiratet ist und in einem Haus mit Blick auf die Rocky Mountains lebt. Soma habe ihm einen Zeitungsausschnitt geschickt, der den toten Seitenarmen der italienischen Post habe entrinnen können und nach biblischen Zeiten eingetroffen sei, eine wirklich großartige Überraschung.

»Die geben dir bestimmt den Nobelpreis.«

»Ach was. Wir sind nur ein Ingenieur und zwei Ärzte eines Veteranenkrankenhauses, die im Schuppen neben einem Haus voller Jungspunde ihre Experimente machen. In Buffalo, nicht in Harvard. Die Pharmaindustrie war als Erste da, die haben uns mit Schulterklopfen und Versprechungen überschüttet, doch Gelder und Patentanfragen gab es bisher keine.«

»Verstehe. Aber ein Herz mit einem winzigen Motor auszustatten, mit dem man schwimmen, Fußball spielen und hinter dem Bus herrennen kann, ist eine verdamnte Revolution. Das werden die schon noch kapieren.«

»Hoffentlich. Als du angerufen hast, dachte ich schon, es wäre das Krankenhaus oder ein entlassener Patient. ›Gibt's ein Problem?‹ – inzwischen klinge ich wie ein Telefonfräulein – ›Ich verbinde‹. Aber klar, ich freue mich.«

»Das will ich meinen. Am Ende wirst du von uns der Einzige sein, der was verändert hat. Ich hab's ja gesagt: Wenn jemand